

teme, mit all ihren bürokratischen Überbauten, vor der Frage stehen, wie auch sie sich verändern können und sich auf die veränderte gesellschaftliche Situation einstellen wollen. Dadurch, dass weniger Menschen in die noch verbleibenden staatlichen Bildungsinstitutionen strömen, wird es auch zu einer Umverteilung der finanziellen Ressourcen kommen, weg von den staatlichen Institutionen hin zu den zivilgesellschaftlich getragenen Projekten. Anders als unter den in der Gegenwart dominierenden Bedingungen institutionalisierter Kindheiten in Krippen und Tagesstätten und oftmals eintöniger und fader Jugendjahre in standardisierten Klassenzimmern, die flächendeckende Ausstattung der Klassenräume mit Tablets und Laptops allein wird daran überhaupt nichts ändern, haben die Heranwachsenden in den neuen transformativen Zukunftsprojekten mehr Kontakt zu ihren, ebenfalls dort lebenden und tätigen Eltern, Geschwistern oder sonstigen Bezugspersonen und zu ihrer erweiterten sozialen Community. Es besteht dann auch nicht mehr die, im Verlauf der Corona-Pandemie deutlich gewordene, Abhängigkeit der im beruflichen Hamsterrad laufenden Eltern von Kindertagesstätten und Schulen, die dazu führt, dass diese Institutionen zunächst einmal als bloße Aufbewahrungsorte für die Kinder benötigt werden. Wollen sich die Heranwachsenden im Jugendalter lieber in andere Projekte einbringen, die ihren inhaltlichen Interessen vielleicht mehr entsprechen, als das Projekt, in dem sie zunächst aufgewachsen sind, auch um sich emotional und geistig von ihren Eltern abzulösen und eine stärkere Selbstständigkeit zu erlangen, können sie sich auf *Wanderschaft* begeben, ganz wie es in früheren Jahrhunderten gemacht wurde und im Rahmen solcher *Wanderjahre* ihre Bildung vervollkommen. So werden sie, von früh an, nicht nur in signifikantes Lernen und nachhaltiges Wirtschaften und in interessante urbane oder ländliche Umgebungen aktiv eingebunden, sondern auch diejenige emotionale und soziale Beziehungsqualität erfahren, die sie für eine natürliche und ausgeglichene Persönlichkeitsentwicklung brauchen.

Freiheit, Wahrheit, Gerechtigkeit

In einer ersten Fassung dieses Buches hatte ich noch viele Zitate von großen Denkern wie John O'Donohue, aus seinen Werken *Anam Cara* und *Eternal Echoes*, in meinen Text eingefügt. Sodann lagen da mit der Zeit, ausgelöst durch die Gespräche mit Katja Luckhardt-Seebaum und die dann von mir unternommenen Krishnamurti-Lektüren, eine ganze Reihe weiterer Zitate aus seinen Büchern *Vollkommene Freiheit* und *Wahre Bildung*. Auch Nassim Nicholas Taleb steuerte durch sein Buch *Antifragilität*, das im englischsprachigen Untertitel eigentlich viel treffender *Things That Gain from Disorder* heißt, und auf das mich Rolf Zander hingewiesen hatte, viele neue, inspirierende Gedanken und Überlegungen zu meinen Reflexionen bei. Doch meine ersten Leser_innen hatten dringend davon abgeraten, so viele Zitate zu bringen und wollten mehr narrative Elemente, die ich aus meinen pädagogischen und wissenschaftlichen Erfahrungshintergründen schöpfen sollte. Diese erste Version war auch voller Fußnoten und hatte ein gigantisches Literaturverzeichnis. Wer also jetzt kritisch einwendet, ich hätte zuwenig Literaturverweise, so kann ich nur sagen, dass in der ersten Version ca. 1400 Fußnoten enthalten waren. Fast zu jeder Theorie, zu jedem Modell, zu jeder Debatte, gab es Literaturhinweise. Es war nicht ganz einfach, mich von alledem wiederum zu lösen. Auch begann ich damit, an den verschiedensten Stellen narrative Passagen

einzufragen. Wenn ich hier also über Freiheit, Wahrheit und Gerechtigkeit schreibe, dann möchte ich zugleich auf die Originaltexte der oben genannten Autoren verweisen, insbesondere auf die Texte von O'Donohue und Krishnamurti. Selbst wenn diese von ganz unterschiedlichen Hintergründen kommen, so geht es doch beiden darum, uns etwas an die Hand zu geben, um uns aus unseren inneren und äußeren Käfigen zu befreien und etwas zu einer besseren, gerechteren Welt beizutragen. Dieses Erlangen von Freiheit und Unabhängigkeit von Autoritäten und Systemen, ist für beide Autoren ganz zentral. Taleb hingegen ist ein spritziger Querdenker. Seine Gedankenexperimente können dazu dienen, uns geistig beweglicher zu machen. Er tritt ein für selbstbestimmtes, autodidaktisches Lernen und lehnt alle Formen standardisierten Lernens ab. Sehr erfrischend! Eine hübsche Provokation für Leute, die sich allzu sehr daran gewöhnt haben, in den Bildungswissenschaften und in der pädagogischen Praxis in irgendwelchen engen Kompetenzrastern zu denken, diese empirisch zu überprüfen und darüber hinaus nichts mehr gelten zu lassen.

Dass ich Freiheit, Wahrheit und Gerechtigkeit als übergeordnete Maßstäbe in Lehre, Forschung und Theoriebildung meines pädagogischen Schwerpunkts verwende, versuchte ich vergeblich einer Kommission zu erklären, die vor nicht allzu langer Zeit zusammengetreten war, um eine Professur zu diesem Fach an einer kleinen Universität zu besetzen. Man hatte einen Kollegen von einer anderen Universität, quasi als externen Experten, hinzugebeten. Interessant war nun, dass dieser Kollege, obwohl er nicht einmal exakt dasselbe Fach lehrte, sondern ein Nachbargebiet, selbst wenn es Überschneidungen mit seinem eigenen Gebiet gab, so konnte er selbst aber im engeren Sinne doch nichts zum Thema Schule und Unterricht sagen. Aber nicht das ist das Kuriose, eher ist so etwas ja gang und gäbe. Interessant war, dass dieser Mann zu 95 Prozent der gesamten Redezeit, die nach meinem Vortrag zur Diskussion blieb, für seine vielen Fragen und Einwände verwendete und alle anderen sich eher knapp äußerten und sich allenfalls auf wesentliche Nachfragen beschränkten. Ich habe derlei öfter erlebt, dass also gerade die von außen hinzugeholten Kolleg_innen, sich wegen ihrer fachlichen *Expertise*, wie es immer so schön heißt, und wie man sie ihnen also bei diesem institutionellen Spiel zuschreibt, ganz besonders geehrt und somit zu erhöhtem Einsatz in der praktischen Kommissionsarbeit veranlasst sehen. An einer anderen Universität, deren Namen ich hier natürlich aus Gründen der Pietät verschweigen muss, war diese betreffende externe Kollegin, selbst gerade erst mit dem politischen Rückenwind des Professorinnenprogramms berufen, denn auch immer wieder damit beschäftigt, mir unter die Nase zu reiben, dass ich ja keine Drittmittel in größerem Umfang eingeworben hätte, obwohl das ja nun auch bereits aus meinen Bewerbungsunterlagen ersichtlich war. Nein, sie hatte sich also vorgenommen, diese Karte immer mal wieder zu ziehen. »Wo, sind denn nun Ihre Drittmittel?« Und: »Wann kommen denn endlich Ihre Drittmittel?« warf sie in Abständen in die Diskussion ein, rümpfte dabei die Nase, warf ihren Kopf nach hinten und schaute triumphierend in die Runde. Es gibt ja mittlerweile auch genug Kritik an diesem Drittmittel-Kult. Wollte dieser Personenkreis allen Ernstes meine geistigen Qualitäten als Universitätsprofessor an den Geldsummen messen, die ich aber nicht eingeworben hatte? Ja, man/frau bekommt einen *Marktwert* zugewiesen, wenn wir bei diesem Wissenschaftsmonopoly mitspielen. Ladenthin (2020, S. 829) formuliert es so: »Je teurer die drittmittelgeförderte Forschung, desto mehr verzerrt sich der Wahrheitsdiskurs einer Gesellschaft. Als wahr gilt dann, was finanziert wurde – nicht aber, was erforscht werden könnte.«

Doch zurück zu dem extern, wegen seiner *Expertise*, herbeigeholten Kollegen. Als ich nun eine Serie wissenschaftstheoretischer Poster vorgestellt und die Komplexität der beteiligten Wissenschaftsdiziplinen, der gegensätzlichen Strömungen innerhalb des Fachgebiets, die für die Zukunft meines Erachtens relevanten Kernthemen und die Konsequenzen für die Hochschullehre, die Forschung und die pädagogische Praxis aus alldem aufgezeigt und abgeleitet hatte, neigte er seinen Kopf nach links, nach rechts, immer wieder, noch während ich sprach und schien so ausdrücken zu wollen, dass er meine Gedankengänge nicht billigte und innerlich auf Widerspruch gestimmt war. »Man weiß ja nun gar nicht, wofür Sie wirklich stehen«, konfrontierte er mich dann. Mich erinnerte seine Art zu sprechen an die intriganten Bischöfe in Ken Folletts Kingsbridge-Romanen. Als ich dann sinngemäß sagte, dass es aus meiner Sicht das Wichtigste sei, sämtliche vorhandenen, für das Fachgebiet relevanten Theorien und Modelle zu analysieren und zugleich der Kritik zu unterwerfen und dabei als Maßstab ein freiheitliches Menschenbild und ein emanzipatorisches Bildungsideal zugrunde zu legen, da schüttelte der externe Experte immer noch den Kopf und sagte: »Was mir von Ihnen fehlt ist, dass Sie einmal ein eindeutiges Glaubensbekenntnis ablegen, wo Sie wirklich stehen? Sie berichten von all diesen Theorien und Modellen, aber wo stehen Sie denn persönlich?« Ich sagte sinngemäß, dass die Zeiten doch vorbei seien, wo die Professor_innen des Fachs sich entweder psychoanalytisch, individualpsychologisch, klientenzentriert, marxistisch, sozialphilosophisch, behavioristisch, lösungsorientiert, systemisch usw. positionierten und identifizierten, das wären die 80er und 90er Jahre gewesen, das sei Vergangenheit. Jetzt ginge es darum die nationalen und internationalen theoretischen Landschaften insgesamt in den Blick zu bekommen und das Ganze im interdisziplinären und transdisziplinären Sinne auf eine neue Stufe zu heben. Und als Maßstab bei der Analyse, Evaluation und Weiterentwicklung eben übergreifende Werte wie Freiheit, Wahrheit, Gerechtigkeit herangezogen werden müssten. Wieder dieses seltsame, Widerspruch signalisierende, Hin- und Herwiegen des Kopfes. Auch machte sonst aus der Kommission keiner Anstalten etwas zu sagen, bis auf einen Kollegen aus der dortigen Sonderpädagogik, der die Sorge äußerte, ich könnte die traditionellen Strukturen des Faches aus den Angeln heben. Ich versuchte ihn zu beruhigen, auch war das ja wirklich nicht meine Absicht, zu dem Zeitpunkt jedenfalls noch nicht. Doch vor allem dem externen Kollegen und seiner geistigen Brillanz gehörte die Bühne und er setzte noch ein weiteres Mal mit diesem *Glaubensbekenntnis* an, ja in der Tat, er sagte immer wieder *Glaubensbekenntnis*, und dass er das bisher immer noch nicht von mir gehört hätte und dass er da nun ein wenig ungeduldig würde.

Durch das Verfahren war er mir gegenüber natürlich mit einer situativen Macht ausgestattet. Womöglich war das alles ein abgekartetes Spiel. Während ich seiner Maskerade zuschaute, ohne allzu viel von meinen Gedanken zu verraten, visualisierte ich das Hintergrundgeflecht von schon längst getroffenen Absprachen, aber auch die möglicherweise noch nicht ganz festgezogenen Stellschrauben, wie sie eben für die deutschen Professur-Besetzungsverfahren typisch sind. In mir ratterten Erinnerungen an vergleichbare Situationen, die ich zur Entschlüsselung und Deutung blitzschnell durchfilterte. Noch einmal schnell die Machtspiele in Kingsbridge durchgehen. Was würde Machiavelli hierzu sagen? Welche Strippen hätten die Medici bei sowas gezogen? Was wären die Schachzüge der Borgia oder der Sforza gewesen? Während der externe Experte also immer noch weiter redete und redete und immerfort das

Wort Glaubensbekenntnis darin wiederholte und variierte, platzte dem Dekan, der die Kommission leitete, schließlich der Kragen: »Ach Glaubensbekenntnisse! Es geht doch hier nicht um Glaubensbekenntnisse!« Das hatte etwas Befreiendes und Wohltuendes. Sicherlich saßen in der Kommission auch einige sehr gute, wache, weitdenkende Menschen, wenn auch eine Kollegin aus dem Mittelbau der betreffenden Abteilung, wo die Professur angesiedelt war, vor allem daran interessiert war, wie es schien, dass es inhaltlich genauso weiterging, wie der scheidende Professor den Lehrstuhl hinterlassen hatte, also bloß nichts Neues. Das Schweigen der anderen und die passive Rolle des Dekans, dem meine Veröffentlichungen, gemessen an seinen eigenen Arbeiten, die ich teils kannte, eigentlich ganz gut gefallen haben müssten, konnte ich mir im Nachhinein nur so erklären, dass, im Hintergrund des Ganzen, die mit goldenen Talern gefüllte Schatulle des Professorinnenprogramms schon bereit stand und die vielen Dukaten darin allzu verführerisch glitzerten. So wurde eine Kollegin berufen, die nicht einmal das pädagogische Fach, um das es ja ging, studiert und folglich auch niemals in dem zugehörigen pädagogischen Feld gearbeitet hatte. Was hätte ich darum gegeben, wenn Meister Eckhart, den ich, wegen seiner Schriften und seiner geistigen Weite, sehr verehere, und den ich nun ganz besonders mit diesem Landstrich verbinde, warum genau, weiß ich nicht, vermutlich ist es ein Bild, das bei der Lektüre eines seiner Bücher in mir entstanden ist, wenn Meister Eckhart also nun mit uns in diesem Raum gesessen hätte, wenn er dieses Spiel aus der Nähe mitangesehen hätte und wir beide, nur wir beide versteht sich, abends in ein rustikales Lokal, in jener denkwürdigen Stadt, zum Essen hätten einkehren und einen guten Krug Wein dazu leeren können. Dort hätten wir uns über diese Ereignisse und ihre Bedeutung austauschen und philosophieren können. So aber blieb mir nichts anderes, als den Intercity Express zurück nach Berlin zu nehmen und diesen, der nationalen Gesellschaftspolitik und den mikropolitischen Spielchen der sonderpädagogischen Szene zum Opfer gefallen, Landstrich, inklusive des Lehrstuhls dort, hinter mir zu lassen.

Potenzial der Demokratie

Unsere demokratische Gesellschaftsordnung bietet mehr Möglichkeiten, als wir bisher ausgeschöpft haben. Gemessen an dem, was wir, historisch betrachtet, hinter uns gebracht haben, sind wir als Gesellschaft sicher weit entwickelt. Deutschland hat sich von einem feudal regierten Flickenteppich über ein nationalistisches, imperialistisches Kaiserreich schließlich, in den 1920er Jahren, zu einer ersten, wenn auch noch instabilen, Demokratie entwickelt. Nach dem Zusammenbruch der Weimarer Republik, und den dann folgenden Jahren der Diktatur, schließlich der völlige Zusammenbruch, und der Neuanfang, im Osten Deutschlands allerdings mit mehreren Jahren Verzögerung. Deutschland lässt sich mittlerweile als ein weltoffenes, pluralistisches Land beschreiben. Auf europäischer Ebene gehört es zu den impulsgebenden Ländern, trotz aller Herausforderungen, die es auch gibt. Aber es geht noch mehr. »In den letzten Jahren haben manche in diesem Land befürchtet, die zweite deutsche Demokratie werde den Weg der ersten gehen. Ich habe dies nie geglaubt. Ich glaube dies heute weniger denn je. Nein: Wir stehen nicht am Ende unserer Demokratie, wir fangen erst richtig an« (Regierungserklärung von Willy Brandt, vom 28. Oktober 1969, zit. n. Frei 2008, S. 209). Was Willy Brandt 1969 sagte, muss uns auch 50 Jahre später